

Unsere Kommandos

Diekirch. Am Samstag, den 19. Juni 1941, nehmen der zwanzigjährige Tony Neven, Jean, sein älterer Bruder, Felix Peters, Robert Winter und Romain Croisé Abschied zu Hause. Sie wollen das Land verlassen und versuchen, England zu erreichen, um Seite an Seite mit unsern Alliierten für die Befreiung der Heimat zu kämpfen, in der die Gerüchte über die Einführung der preußischen Wehrpflicht nicht verstummen wollen. «Wenn es sein muß», sagt die Mutter der Brüder Neven in dieser schweren Minute, «dann sehe ich Euch lieber in Khakiuniform als im preußischen Waffenrock.»

Ohne Zwischenfall erreichen die fünf jungen Leute Steinfort mit der Bahn, schlagen den Weg nach Hagen zu Fuß ein, gönnen sich ein letztes Ruhestündchen auf Heimatboden bevor sie die Grenze nach Belgien überschreiten. In der ihr am nächstgelegenen Gastwirtschaft trinken sie auf das Wohl der Zurückgebliebenen, das gute Gelingen ihres Unternehmens und singen den «Feierwö'n». Drei deutsche Zollbeamte, von den beschwingten Stimmen angezogen, sehen herein, stören sie nicht, sondern lassen die Weisen zu Ende verklingen. Als die Gläser leer und die späten Abendstunden vorangeschritten sind, ist es Zeit, den Weg nach Arlon einzuschlagen, wenn sie im Morgengrauen dort eintreffen wollen.

Im Bahnhof besteigen Robert Winter und Romain Croisé den Zug nach Brüssel in der Hoffnung, so England leichter und schneller zu erreichen. Die drei übrigen verweilen bis 10 Uhr im Wartesaal, nehmen die Eisenbahn bis Florenville und suchen dort eine stets hilfsbereite Luxemburgerin auf, deren Adresse ihnen in Diekirch gegeben worden war.

Nach dem Mittagessen bringt sie die drei jungen Landsleute 5 km weiter, zur französischen Grenze, die sie ohne Zwischenfall überschreiten. Es ist eine traurige, trostlose, verwüstete Gegend. Hier und dort arbeiten französische Kriegsgefangene, die ihnen traurig, oft sehnsüchtig nachsehen, und, als die Wache sich kurz abwendet, den Weg nach Carignan zeigen. Ihr erster Gang gilt dort dem Bahnhof. Kurz entschlossen weihen sie den Vorsteher in ihre Absicht ein, Charleville zu erreichen und er erlaubt ihnen, im Wartesaal zu übernachten. Dank seiner Auskunft können sie am nächsten Morgen um 8 Uhr den Autobus besteigen und die Brüder Neven, zusammen mit ihrem Kameraden Peters, erreichen die Stadt und das Haus ihrer Tante, die ihnen Verpflegung und Obdach gewährt. Aber auch in Charleville darf nicht allzu lange halt gemacht werden. Sie müssen weiter. Hier endet ihr Reiseplan; den folgenden Weg müssen sie dem Zufall überlassen. Am Bahnhof wenden sie sich an einen der Ange-

stellten, der ihnen die Etappe bis zur «ligne rouge» beschreibt, die um den Bereich der Hauptstadt gezogen ist. Der Kontrollbeamte ahnt, daß sie heimlich über die Linie hinweg wollen, schiebt sie kurz entschlossen in einen Güterwagen zu drei flüchtenden Senegalesen mit denen zusammen sie Meaux erreichen. Als der Zug in geringer Entfernung vom Bahnhof seine Fahrt verlangsamt, springen sie auf den Schotter, umgehen das Gebäude, folgen der Eisenbahnlinie, nehmen den Pariser Schnellzug jenseits der verbotenen Grenze und treffen am 22. Juni in der französischen Hauptstadt ein.

Ihr erster Gang gilt dem Hotel Albert I^{er} an der Gare de l'Est, dem ein Luxemburger vorsteht, der es an einer guten, kräftigen Mahlzeit nicht fehlen läßt. Ein zweiter Landsmann, der am westlichen Ende der Stadt wohnt, nimmt sich ihrer an, bis sie am 24. Juni, erholt und gestärkt, die Reise nach dem unbesetzten Frankreich antreten.

Um 1/28 Uhr nehmen sie auf dem Austerlitzer Bahnhof den Zug nach Vierson und treffen dort gegen 23 Uhr ein. Zu ihrer großen Enttäuschung liegt eine starke Abteilung deutscher Grenzwächter in Stadt und Umgebung und an ein einfaches Überschreiten der Demarkationslinie ist gar nicht zu denken. Sie beschließen daher, bei Tagesanbruch Gièves zu Fuß zu erreichen. Auf ihrem Wege begegnen sie einem in der Gegend ansässigen Bauern, der auf ihre Frage mit einer lässigen Handbewegung in Richtung unbesetzte Zone zeigt. So nahe sind sie bereits einem ihrer wichtigen Ziele, aber ihr Mut sinkt, als der Mann ihnen erzählt, daß die Grenzwächter kürzlich einen Gefangenen erschossen haben, der heimlich auf die andere Seite wollte. «Übrigens werden Sie nicht nur auf Stacheldrahtverhaue, sondern auf einen Bach, einen Kanal und die Cher stoßen.» Sie blicken auf ihre Koffer, denn mit Lebensmitteln, Rauchwaren und Kleidern, einer so wichtigen und kostbaren Last, ist nicht daran zu denken, die letzten Hindernisse zu durchschwimmen. Gemeinsam wird daher beschlossen, umzukehren und an einer andern Stelle in das unbesetzte Frankreich zu gelangen. Auf dem Rückweg begegnen sie deutschen Kontrollbeamten, von denen einer sich anschickt, ihre Namen zu notieren. «Ach, laß die nur laufen», wirft ein Kollege geringschätzig ein, «die haben ja Angst.»

Sie legen die Strecke bis zu ihrem Ausgangspunkt zu Fuß zurück und nehmen den Zug nach Tours, der kurz vor Mitternacht dort eintrifft, zu einer Stunde, da alle Hotels geschlossen sind. Ziel- und obdachlos wandern sie durch die verlassen Straßen der Stadt, treffen dabei auf einen Neger, der die frische Nachtluft genießt. Er bietet ihnen verständnisvoll seine Hilfe an und bringt sie zu einem Hause, in dem sie übernachten können.

Nach guten, ruhigen Stunden des Schlafes durchstreifen sie am folgenden Morgen erneut die Straßen der Stadt, erkundigen sich

vorsichtig hier und dort nach der Entfernung der Demarkationslinie, der Möglichkeit, sie zu erreichen und zu überschreiten.

Am 25. Juni 1941, gegen 6 Uhr abends, nehmen sie den Autobus Tours-Ligneil. Die Gaststätte nahe der Endstation gehört einer Polin, die ihnen bereitwillig den Weg zur «Linie» beschreibt. Glücklicherweise kommt ein Franzose mit Fahrrad und kleinem Anhänger des Weges, der ihnen nähere Auskunft erteilt und sich ihrer Koffer annimmt. Der junge Mann befindet sich auf der Fahrt zu einem Bauernhof, 50 m von der Trennungslinie entfernt. Tony und Felix werden aufgefordert, ihn zu begleiten, während Jean in der Schenke an der Landstraße zurückbleibt. Der Landwirt ist mißtrauisch und macht seinen Besuchern klar, wie sehr es die Besetzer auf die Bewohner des Grenzbereichs abgesehen haben, die Flüchtlinge über die Linie schleusen.

Endlich, gegen Mitternacht, als alle drei bereits Stunden auf dem Hof zusammengesessen haben, und der Bauer das Empfehlungsschreiben Paul Pammers, des Präsidenten der Alliance Française, (Diekirch) gelesen, läßt er sich erweichen, zeigt den mit Stacheldraht abgeriegelten, schwerbewachten Landstrich und beschreibt den jungen Leuten die Straße nach Varennes. Eine Viertelstunde Schleichweg bringt sie der Abgrenzung in Reichweite nahe. Sie halten an, lauschen auf die Tritte der Wachen. Als diese sich in der Nacht verlieren, schlängeln sie sich unter dem Drahtverhau hindurch und erreichen das unbesetzte Frankreich. Aber die Nacht ist noch nicht zu Ende und sie sind müde. Weiter landeinwärts am Straßenrand erhebt sich ein langgestreckter, gedeckter Waschbrunnen, dessen Betonboden zu ihrer Ruhestätte wird.

Die ganze folgende Nacht hindurch irren sie in Richtung Varennes quer durch Felder und Wälder, gelangen wohlbehalten zum Bahnhof und besteigen den Zug nach Loches. In der vorhergegangenen Aufregung hat keiner der drei wahrgenommen, wie leicht ihre Koffer geworden, die, bei näherer Hinsicht, große Löcher aufweisen, aus denen Lebensmittel und Kleider verschwunden sind. Das mag das Werk des Hundes gewesen sein, der den Bauernhof bewacht, auf dem sie einige Stunden verweilt haben. Es bleibt ihnen nun nichts anderes übrig, als mit leerem Magen weiterzuschreiten.

Am Morgen des 26. Juni nehmen sie den Autobus Loches-Châteauroux, wenden sich von dort nach Vichy, begeben sich auf die Suche nach dem Luxemburger Konsul und schließlich des belgischen Konsulats, auf dem der gesuchte Landsmann weilt und ihnen im Laufe eines sehr kurzen Besuches rät, sich an die Belgier zu halten, jeden Kontakt mit der französischen Polizei zu meiden. Er überreicht ihnen Lebensmittelmarken und eine Fahrkarte nach Toulouse. «Dort begeben Sie sich zum Office Belge, das Sie nach

einem Auffangslager schickt und mit Belgiern zusammenbringt. Dann wollen wir mal sehen, was für Sie getan werden kann.»

Gestärkt und mit neuem Mut besteigen sie am Abend den Zug nach Südwest-Frankreich. Unter den Reisebegleitern befinden sich einige junge Französinnen, die den Flüchtlingen Fleisch- und Brotmarken schenken.

Nach der Ankunft in Toulouse suchen sie das Office Belge auf, dessen Leiter sie zusammen mit mehreren Belgiern auf einige Tage an ein Heim verweist.

An diesen kurzen Aufenthalt schließt sich eine Spanne von 10 Tagen im Lager Clairfonds, einem Sammelpunkt junger Leute verschiedener Nationalitäten, an. Dort finden sie viele Spanier vor, die in den meisten Fällen schmutzig, krank und voller Ungeziefer aus Konzentrationslagern eingeliefert worden waren. Die Nahrung für alle besteht aus Kohl, Rüben und Möhren, die in Salzwasser gargekocht werden und nur gegen schwere Arbeit verabreicht wird.

Nach dieser kurzen Zeit werden die 3 Luxemburger mit 20 Belgiern nach Puy-l'Evêque am Lot geschickt. Beim Verlassen des Bahnhofs singen sie, zum großen Ärger einiger Vorübergehenden: «It's a long way to Tipperary». «A bas les Gaullistes! A bas les Gaullistes», schallt es ihnen von allen Seiten entgegen.

Ein 2 Kilometermarsch bringt sie zu dem mit Stacheldraht und Wachtposten umgebenen neuen Aufenthaltsort. Ihre Enttäuschung ist groß, denn keines der gemachten Versprechen wird hier eingehalten. Und doch heißt es, sich gedulden und aushalten. Die Belgier nehmen die Enttäuschung nicht so gelassen hin und rebellieren. Das hat zur Folge, daß am nächsten Morgen eine Lastwagenladung bewaffneter Männer der Polizei erscheinen, die Empörten umzingeln, sie mit ihren Waffen bedrohen und 9 junge Leute zum nächsten Internierungslager bringen.

Zur großen Überraschung der Luxemburger trifft ungefähr 4 Wochen später der Landsmann Wenzel Profant aus Schifflingen ein. Der Lagerkommandant läßt die Luxemburger in jenen Tagen zu sich kommen und fragt sie, ob sie gewillt seien, zu arbeiten oder vorzögen, in ein Internierungslager geschickt zu werden. Einstimmig ziehen sie vor, in der 18 km weiter entfernten Grube bei Bognagueil zu arbeiten. Es wird ihnen gesagt, daß für alles gesorgt sei, aber in Wirklichkeit finden sie weder eine anständige Schlafgelegenheit noch Nahrung vor, bis endlich ein Kessel herbeigeschafft wird und sie sich ihre Suppe selbst zubereiten können.

Sie verstehen sich gut mit den Bewohnern der 12 Häuser jenes Fleckens, besonders mit dem jungen, englandfreundlichen Mädchen, das ihnen oft Lebensmittel ohne Marken zukommen läßt.

Die Arbeit mit Schaufel und Hacke ist mühsam und dauert von morgens früh bis abends spät. Der Grubenbesitzer läßt sich selten sehen und wenn er kommt, ist er betrunken. Er entlohnt sie nie. Als sich daher eine Gelegenheit bietet, in der nahen Röhrenfabrik unterzukommen, zögern sie keinen Augenblick, diese neue Arbeit anzunehmen. Vom ersten Tag an wird sie ihnen vergütet und gerade das suchen und brauchen sie: Geld, damit die Reise fortgesetzt und ihr Ziel erreicht werden kann. Leider ist auch hier die Verpflegung ungenügend und die schwerverdienten Franken reichen gerade dazu aus, ihre Rationen aufzubessern. Nach zwei Monaten kehren sie ohne einen Sou und mit zerrissenen Kleidern ins Lager zurück.

Am 15. November erfolgt die Übersiedlung nach Réalville. Der dortige Lagerkommandant kennt Luxemburg und ist seinen neuen Schützlingen von Anfang an wohlgesinnt. Er ernennt Tony Neven zu seiner Ordonnanz und Felix Peters zum Lagerfrisör. Wenzel Profant und Jean Neven werden mit der Gartenarbeit betraut. Obschon die Unterkunft besser ist als zuvor, haben sie immer Hunger. Auch hier gibt es nur Kohl, Rüben und Erdäpfel. Eines Tages bittet der Leutnant Jean Neven, ihm in seiner Wohnung zu helfen. Ein willkommenes Angebot! Er erledigt kleine Arbeiten in Haus und Garten, betreut sogar die Kaninchen. Als er sich den Fuß verletzt, nimmt ihn der Kommandant zu sich ins Haus und läßt ihm während 14 Tagen alle Pflege zuteil werden, die sein Zustand erfordert.

Während jener Wochen versucht Wenzel Profant heimlich die Pyrenäen zu überschreiten, wird von der spanischen Polizei gefaßt und an die französischen Behörden ausgeliefert, die ihn vor die Wahl stellen: Internierungslager oder Fremdenlegion.

Ganz unerwartet erhalten die 3 Luxemburger 4 Tage Urlaub, den sie in Montpellier verbringen. Dort finden sie Freunde aus Diekirch wieder, darunter auch ihre 2 Begleiter, die in Arlon verzogen, den Weg nach Brüssel einzuschlagen. Von allen wird ihnen bestätigt, wie schwer es für die Luxemburger ist, Kontakt mit England herzustellen; es besteht keinerlei Organisation und manche sind genötigt, sich zur Fremdenlegion zu melden.

Während dieser Abwesenheit wird das Lager Réalville geräumt und die Insassen werden anderswo untergebracht. Diese Enttäuschung erwartet die 3 zurückkehrenden Luxemburger, aber der Lagerkommandant sucht sie dadurch zu mildern, daß er ihnen und einem jungen Holländer anbietet, noch 6 Wochen zu bleiben und sich der Offiziersküche anzunehmen.

Diese Zeit bedeutet Erholung, gute Verpflegung, neue Kräfte. Sie gewinnen sogar einen Teil des verlorenen Körpergewichts wieder. Die Offiziere, die im Lager untergebracht sind, wissen recht wohl, daß die jungen Leute von Frankreich aus England erreichen wollen

und zeigen sehr viel Verständnis für ihr Vorhaben. Der Kontakt zu Grenzgängern, deren Aufgabe es sein wird, die Flüchtlinge nach Spanien zu schleusen, wird hergestellt.

Endlich kommt der Tag der Abreise. Am 25. März 1942 machen sie sich zu Fuß auf den Weg nach Montauban, erreichen die Stadt um 6 Uhr, und für den Fall einer Kontrolle stellen sie sich selbst einen Urlaubsschein aus, ohne aber davon Gebrauch machen zu müssen. Die Reise bis Toulouse dauert dann noch 2 Stunden. Ihr erster Gang gilt wiederum dem Office Belge, das ihnen bis zum 21. April Unterkunft, mit ausdrücklichem Ausgehverbot, in einem Heim verschafft. An diesem Dienstag scheint die Reise nach Spanien Wirklichkeit zu werden. Mit falschen Papieren versehen und einer Fahrkarte in der Tasche, treffen sie in Banyuls, unmittelbar an der Grenze der beiden Länder ein. Der ausersehene Begleiter bringt sie zusammen mit einigen Belgiern in seinem Hause unter.

Um 23 Uhr tritt der Mann mit seinen 8 Schützlingen den Aufstieg in die Pyrenäen an. Ein jeder führt 3 kg Brot, etwas Trockengebäck und 3 Dosen Leberpastete mit sich. In fast totaler Dunkelheit schleichen sie an unbekanntem Waldrändern entlang, tasten sich über dornenreiche Beerensträucher, die ihre langen Fühler über den Weggrund hinausstrecken, weiter. Manchmal richten die jungen Leute sich auf, strecken den Rücken, blicken zurück, sehen die Suchlichter, die in regelmäßigen Abständen über die Südwestgrenze Frankreichs streifen. Sie sind wie ein letzter Gruß aus jenem Lande, das nun hinter ihnen liegt.

«Halt!» Ein Licht blitzt auf und sein Schein streift den Lauf eines vorgehaltenen Gewehrs. Die Flüchtlinge lassen sich das Gestrüpp am Wegrand fallen, und nur der Begleiter, die Hand in der Tasche an der schußbereiten Waffe, bleibt mitten im Lichtkegel stehen.

Es sieht einen Augenblick lang aus, als ob das Ende der kaum begonnenen Reise gekommen. Aber vor ihnen steht nur ein Schmuggler, der Auskunft über den Grenzschutz an der eben zurückgelegten Strecke haben möchte. Erleichtert erheben sich die jungen Leute aus dem Buschwerk und setzen den Weg nach Figueras fort, erreichen den Ort gegen 8 Uhr und gönnen sich einen ersten Tag der Ruhe. Mit der hereinbrechenden Nacht, als der Weg fortgesetzt werden soll, fängt es an zu regnen und es wird kalt. Das Wetter bietet ihnen zwar den Vorteil, Wasser für den nächsten Nachtmarsch in leere Blechdosen aufzufangen, aber durchnäßt, schmutzig und mit zerrissenen Kleidern stampfen sie über die primitiven Bergpfade voran. Hier fallen sie in eines der vielen Löcher, dort hindern Gesträucher ihre Schritte. Der Begleiter warnt sie immer wieder vor der Grenzpolizei, die zahlreich an allen Ecken und Enden dieser Gegend aufgestellt ist und sehr oft ohne Anruf auf Flüchtlinge schießt. «Laufen Sie, wenn

Sie ihrer ansichtig werden! Im Falle der Gefangennahme sind Sie französische Kanadier.»

Als der Morgen graut, kollern sie etwas tiefer an den unwirtlichen Bergabhängen hinab, durchwaten Bäche und kommen in der sumpfigen Erde ihrer Umgebung nur langsam voran. Endlich taucht ein Wäldchen vor ihnen auf, dessen Unterholz ihnen Schutz und einige Stunden der Ruhe bietet. Total erschöpft schlafen sie bis die Nacht anbricht.

Auf der nächsten 40 km Etappe gibt es nirgendwo einen Tropfen Wasser. Kurz vor Gerona überquert eine Eisenbahnbrücke ihren Weg, bietet Schutz und Schlafgelegenheit, aber nicht auf lange Zeit. Neuer Regen bringt das ersehnte Wasser, jedoch in solchen Mengen und von allen Seiten, daß das schmale, überbrückte Tal die Massen nicht zu fassen vermag, und sie ihren Unterschlupf verlassen müssen. Kaum haben sie einige Schritte nach draußen gemacht, sichtet sie ein diensttuender Eisenbahner. Sie laufen der Höhe entgegen so schnell es ihre Kräfte erlauben; nur der Begleiter bleibt unten. Glücklicherweise haben sie ihn für die zurückgelegten Etappen entlohnt und sich den Weg nach Barcelona, für den Fall der Trennung, oft genug beschreiben lassen. Er hat ihnen 25 Peseten für ihre letzten 500 französischen Franken ausgehändigt. Nun gibt er ihnen Zeit und Treffpunkt jenseits Gerona an; dann setzt er seinen Weg geradeaus fort.

Auf halber Höhe finden die Flüchtlinge eine geschützte Lichtung, in der sie Feuer anzünden und ihre Kleider trocknen können. Tony Neven hält seinen Rock so nahe an die Flamme heran, daß sie ein großes Loch im Rücken zurückläßt. Etwas erholt, schlagen sie den Weg nach Gerona ein, kommen zu einem von den Regenmassen angeschwollenen Fluß ohne jedoch einen Übergang zu finden. Notgedrungen umwandern sie ihn und nehmen ihren Weg quer durch den Ort. Um das wagen zu können, müssen sie ihre Koffer zurücklassen. Sie retten nur das Brot, das ihnen noch bleibt und verstauen es in den Taschen.

Zu zwei und zwei wird die Reise fortgesetzt. Jean Neven und Felix Peters machen sich als erste auf den Weg, gefolgt von Tony Neven und dem Holländer, denen die vier Belgier folgen. Es gilt für alle, den Punkt zu erreichen, an dem ihr Begleiter sie erwartet. Aber an seiner Stelle finden sie den Eisenbahner vor, der sie unter der Brücke herastreten sah, machen kehrt und stolpern eine Viertelstunde lang weiter, versinken oft knöcheltief in der aufgeweichten Erde. Erst am nächsten Bach lassen sie sich nieder und waschen Schuhe und Kleider.

Es bleibt ihnen keine andere Wahl, als nach Gerona zurückzukehren und von dort aus der Hauptstraße nach Barcelona zu folgen.

Niemand hält sie unterwegs an. In der Stadt kaufen sie einige Apfelsinen und Bananen für den bevorstehenden weiten Weg.

Hundert Kilometer sind es noch bis Barcelona. Kaum haben sie die Hauptstraße erreicht, als es wieder zu regnen anfängt. Es ist kein leichter, warmer Frühlingsregen, sondern ein wahrer Platzregen. Aber der Gedanke an die nächste große Stadt hält sie aufrecht. Nur Barcelona erreichen und mit den übrigen Kameraden zusammentreffen! Oft bleiben die einzelnen Gruppen stehen, unterbrechen ihren Marsch auf einige Minuten in der Hoffnung, die bekannten Gestalten irgendwo in der Ferne, auf dem eben zurückgelegten Weg zu erblicken.

So wandern sie weiter und weiter. Den ganzen Nachmittag und die ganze folgende Nacht. Immer in Richtung Barcelona, längs der Eisenbahnlinie. Zweimal gelingt ihnen der Sprung auf die Trittbretter fahrender Güterwagen, aber jedesmal halten wachsame Augen Ausschau und sie werden genötigt, an der entgegengesetzten Seite abzuspringen, querfeldein zu fliehen, um erst auf Nebenwegen die Eisenbahnstrecke wieder zu erreichen.

Jean Neven und Felix Peters haben noch 80 km bis Barcelona zurückzulegen, als ihr Brotproviant zu Ende geht. Am Morgen des 26. April findet ein Bauer die beiden schlafend unter einer Hecke liegen, die ihnen in der Nacht als Schutz gedient hat. Er redet sie in seinem Katalonisch an, aber die beiden schütteln hilflos den Kopf. Als er jedoch die Hand zum Munde führt, folgen sie ihm zu seinem Häuschen, in dem er ihnen zu essen und zu trinken reicht. Der Mann versteht ihre Abschiedsworte nicht, wohl aber den Ausdruck der dankbaren, strahlenden Gesichter.

In ihren durchnästen Kleidern und bei der herrschenden Kälte ist in den folgenden Nächten nicht an Schlaf zu denken. Sie ernähren sich von Bohnen, Erbsen und Möhren, die in den Feldern längs der Landstraße wachsen. Ihre mit Blasen bedeckten Füße schmerzen, ihre Schuhsohlen sind durchlöchert, und sie finden noch nicht einmal eine Waschgelegenheit.

Fünfunddreißig Kilometer vor Barcelona überqueren sie Geleise und ein Bahnhofsgelände, als ob sie zu den Angestellten gehörten. Die Polizei läßt es geschehen und die Männer, die ringsum arbeiten, sagen «buenos dias», worauf die Flüchtlinge als Gegengruß ähnliche Laute murmeln.

Am 28. April, um 6 Uhr früh, treffen sie in Barcelona ein. Die Erleichterung, die Freude und der wieder aufkommende Mut geben ihnen die Kraft zum letzten Gang. Am Bahnhof erkundigen sie sich nach dem englischen Konsulat und fahren mit der Elektrischen hin. Die spanischen Wachen am Eingang betrachten sie erstaunt, verweigern jedoch den Eintritt nicht. Auch der Pförtner nimmt keinen

Anstoß an ihrem übernächtigten Aussehen, sondern öffnet den Fahrstuhl und begleitet sie bis zu der noch verschlossenen Türe der Konsulatsräume. Von Erschöpfung übermannt, schlafen die beiden auf der Treppe ein.

«Good morning!» Eine Dame sieht freundlich auf die frühen Besucher herab, reicht ihnen eine Zigarette, öffnet die Türe zu ihrem Büro, zieht bequeme Sessel vor ihren Schreibtisch, nimmt Päckchen Trockengebäck und weitere Zigaretten aus ihren Schubladen heraus. Dieser liebenswürdige Empfang verleiht den beiden Flüchtlingen ein Glücksgefühl, das die Strapazen der vergangenen Tage aufwiegt.

«So, und nun erzählen Sie mir einmal, wie Sie hergekommen sind.» Jean Neven und Felix Peters beschreiben sämtliche Etappen der Reise von Belgien bis Barcelona und fügen hinzu, daß weitere Kameraden nach dem Konsulat unterwegs seien, die, wie sie, nach England gelangen möchten, um kämpfend ihren Teil zur Befreiung ihres Heimatlandes beitragen zu können.

«Sie sind die ersten, die zu Fuß aus Frankreich zu uns herüberkommen», erwidert die Konsularbeamtin leise und nachdenklich.

Wie jeden Morgen trifft der Konsul selbst pünktlich um 9 Uhr auf seinem Büro ein. Als er von den ungewöhnlichen Besuchern erfährt, läßt er sofort eine Mahlzeit zubereiten und Kleider für die jungen Leute holen, zu denen sich mittlerweile die dritte Gruppe, zwei Belgier, gesellt hat.

Gegen Mittag kommt auch Tony Neven mit seinem holländischen Begleiter in Barcelona an. Sie bilden die letzte der vier Gruppen, in die sie sich aufgeteilt. In der Nähe von Gerona waren zwei Belgier, die jegliche Gefahr gebannt glaubten, von der Polizei auf offener Straße verhaftet worden. Es hatte Tony Neven viel Mühe gekostet, seinen Begleiter davon abzuhalten, ihnen auf dem Fuß zu folgen, und beim Anblick der Gesetzeswächter Schutz am Abhang der Straße zu suchen. Erst als die beiden Kameraden abgeführt wurden, erkannte er die Richtigkeit der Warnung. Der nächste Platzregen überraschte sie an den Feldern längs ihres Weges und sie fanden nur unvollkommenen Schutz unter dem dichten Blätterdach naher Kletterbohnen.

Vierzig Kilometer vor Barcelona waren sie am Ende jeglicher Kraft. Tony Neven schlug seinem Kameraden vor, das was sie an Kleidungsstücken abstoßen konnten, zu verkaufen. Erst wollte der Holländer gar nichts davon wissen, willigte dann aber doch ein, seinen Lodenmantel herzugeben, zu dem Tony Neven sein warmes Halstuch legte. So traten sie zum nächsten Bahnhof. «Geld kann ich Ihnen keines geben», bemerkte der Beamte, «aber für die Sachen wohl Fahrkarten bis Barcelona.»

Sie kamen in der Stadt an ohne das geringste Geldstück in der Tasche. Trotzdem nahmen sie eine Pferdedroschke und gaben dem Kutscher Anweisung, nach dem «consulado inglés» zu fahren, hieß ihn dort warten, benachrichtigten die Empfangsdame, die ihn sofort entlohnte.

Während der Konsul den jungen Holländer zu der diplomatischen Mission seines Landes bringen läßt, verschafft er den übrigen unerwarteten Gästen eine Unterkunft, in der sie drei Wochen ohne Ausgangserlaubnis verbleiben müssen. Die Verpflegung ist ausgezeichnet und die Hoffnung, weiter zu gelangen, läßt sie zu neuem Leben erwachen.

*

Am 18. Mai verlassen die drei Luxemburger und zwei ihrer belgischen Kameraden Barcelona mit falschen Papieren, von Kopf bis Fuß neu eingekleidet und mit Taschengeld versehen. Still und stumm, um keinen Verdacht zu erwecken, legen sie in ihren Eisenbahnabteilen erster Klasse die Reise nach Saragossa zurück, gelangen ohne Schwierigkeit durch die Polizeisperre, ebenso wie etwas später in Catalunya, ihrem vorläufigen Ziel.

Der Begleiter, den sie auch diesmal mitführen, bringt sie zu einer Unterkunft, sorgt für das nötige Essen und eine gute Nachtruhe. Weiter geht dann die Reise, quer durch Spanien, in gerader Ostwestlinie, erst bis Valladolid und am 20. Mai nach Orense. Die Kontrolle im fahrenden Zug ist sehr streng. Die Bahnpolizei verlangt Papiere und stellt den Reisenden oft unerwartet Fragen. Die fünf jungen Leute schließen die Augen, lehnen sich gegen die Rückwand ihres Abteils, atmen regelmäßig, wie Schlafende. Auch Orense wird glücklich erreicht und die Ankunft sogar mit einigen Flaschen Wein gefeiert.

Am nächsten Tag soll die portugiesische Grenze überquert werden. Der Begleiter mietet einen Wagen, den die Flüchtlinge jedoch vor der Fahrt durch das Grenzdorf verlassen, 2 km zu Fuß zurücklegen und in einem abgelegenen Hause die übrigen Stunden des Tages verbringen. Um 23 Uhr wird die Reise fortgesetzt, die Grenze um 4 Uhr erreicht und ohne Hindernis überschritten, denn, wie sie erfahren, ist das alles von Barcelona aus vorbereitet worden. Wiederum finden sie ein Quartier, werden gut verpflegt und können sich bis zur hereinbrechenden Nacht ausruhen. Um 22 Uhr fährt der Wagen vor, der sie zu einem geräumigen Privathaus inmitten eines Parks bringt, das einer belgischen Familie gehört, die ihnen auch diesen Aufenthalt angenehm gestaltet. Tags darauf beginnt, von Braga aus, die Reise nach Lissabon, aber diesmal ohne Wagen, ohne Begleiter und ohne Papiere, wohl aber mit Mitteln versehen, die es ihnen erlauben können, ihr Ziel zu erreichen.

Am 25. Mai treffen sie dort ein, frühstücken im Bahnhofsrestaurant und begeben sich im Mietwagen zur englischen Botschaft. «So», heißt

es hier, «nun sagen Sie uns einmal wer Sie wirklich sind.» Bis zur Stunde galten sie als Belgier, aber jetzt geben sie bereitwillig Auskunft über Geburtsort, Heimatland, ihr Vorhaben und werden zum Office Belge gebracht. In kurzer Zeit ist die Weiterfahrt nach Gibraltar vorbereitet, Papiere und Formulare sind ausgefüllt. Bis zur Abfahrt des belgischen 600 To Frachters am nächsten Tag durchstreifen sie Lissabon, essen alles, was sie an Backwerk auftreiben können, versehen sich mit Zigaretten und genießen Dinge, die sie seit Monaten entbehrt haben. Felix Peters ist so glücklich, daß er einer armen Portugiesin ein Stück Schokolade schenkt, die ihm in ihrer Dankbarkeit die Füße küßt. Kurz bevor sie zu ihren Nachtquartieren aufbrechen, lädt er ein ganzes Lokal zu einem Trunk ein und die begeisterten Portugiesen fragen ihn auf den Schultern ins Hotel.

Als der Frachter am nächsten Tag die Anker lichtet, befinden sich die jungen Leute an Bord. An der Tajomündung wütet der Sturm, aber in ihrer Freude über die Weiterfahrt merken sie kaum, wie das Schiff hin- und hergeworfen wird. Von den Deckstühlen aus, lassen sie ihre Blicke ein letztes Mal über Lissabon schweifen und warten nur noch darauf, Gibraltar heil zu erreichen.

Sechs Wochen arbeiten sie auf dem dortigen Flugfeld, unter dem mächtigen Felsen. Sie werden gut gepflegt und für die geleistete Arbeit bezahlt. Dann schlägt auch hier die Stunde der Weiterfahrt. Am 6. Juli läuft ihr Schiff, von drei Zerstörern begleitet, aus, wendet sich nach Norden, durchfährt die Biscaya und als der Hafen von Glasgow langsam aus dem dunstigen Horizont aufsteigt, haben sie Mühe, zu fassen, daß der Wunsch, der zu Hause geboren, nun Wirklichkeit geworden ist. Dreizehn Monate sind sie unterwegs gewesen, aber als ihre Füße den Boden der britischen Insel betreten, ist alles vergessen: Mühsal, Bedrängnis, Hunger, Kälte und Regensterme, die blutigen Füße, die naßen Kleider, die schlaflosen Nächte fern von daheim. Sie haben nur noch einen Gedanken: ihren Teil zur Befreiung der Heimat beizutragen.

(Nach der von Jean Neven im Juli 1942 in London aufgestellten Reiseroute.)

*

In Glasgow werden sie von der Polizei in Empfang genommen. Ohne mit irgendwelchen andern Menschen in Verbindung treten zu dürfen, bringen die Beamten sie zum Zug nach London und weiter mit dem Autobus durch die Straßen der britischen Hauptstadt zur Patriotic School. Am Eingang des Gebäudes steht ein hochgewachsener junger Mann, die Hände lässig in den Taschen. «Wenn das kein Luxemburger ist!» bemerkt Tony Neven. Und es ist tatsächlich ein Luxemburger: Jean Reiffers, der von Mozambique über Pretoria und Kapstadt London erreicht hat.

Sie bleiben den ersten Tag in der Patriotic School. Am folgenden Morgen, nach guter Nachtruhe und Stärkung werden sie einzeln auf eine der vielen Schreibstuben geleitet. Vor den Beamten, die sie verhören, liegen die in Lissabon und Gibraltar abgegebenen Erklärungen und ausgefüllten Formulare. Da die Aussagen mit den früheren in allen Punkten übereinstimmen, werden sie bald verabschiedet, dürfen die Patriotic School jedoch nicht verlassen.

Am nächsten Tag werden die Diekircher zusammen vorgeladen. «Sie kommen also von Diekirch», bemerkt der schmunzelnde Beamte, «Schön. Dann erzählen Sie mir mal etwas von Diekirch.»

Die jungen Leute sehen ihn bei dieser derart unerwarteten Frage erstaunt an. Hier, in der Patriotic School, am zweiten Tage ihres Aufenthaltes in London, mitten im Krieg, sollen sie von Diekirch berichten! Sie fassen sich schnell. Sie beschreiben Lage und Größe ihrer Heimatstadt, ihre Straßen und geraten in eine wahre Begeisterung hinein. Der Mann, der ihnen gegenüber sitzt, hört sich alles geduldig und immer noch schmunzelnd an. «Stimmt. Es stimmt alles. Ich kenne Diekirch. Ich bin vor dem Kriege im Hotel Masseler abgestiegen und mit Henri Felten fischen gegangen. War das schön, längs der Sauer und Our!»

*

Am dritten Tag nach ihrer Ankunft in London werden sie mit einem Mietwagen zur luxemburgischen Gesandtschaft gefahren und tragen dort ihr Anliegen vor: sie möchten zu den Alliierten und im Kampfe für die Befreiung Luxemburgs eingesetzt werden. Von den verschiedenen vorgebrachten Verwendungsmöglichkeiten wählen sie den im belgischen Kongo in Vorbereitung begriffenen Feldzug, erhalten am 31. August 1942 ihr Einreisevisum in der belgischen Botschaft in London und schiffen sich am 28. 10. 1942 mit dem nächsten Truppentransporter nach Leopoldville ein, das über Matadi erreicht wird.

Eine neue große Enttäuschung erwartet sie dort. Das Wehrbezirkskommando nimmt keine Ausländer auf, sondern empfiehlt ihnen, sich irgendwo im Privatsektor Arbeit zu suchen. Sie nehmen Kontakt mit den Luxemburgern auf, denen sie von den traurigen Zuständen in der Heimat berichten. Damals wird jene spontane Hilfsaktion ins Leben gerufen, die in den folgenden Kriegsjahren nicht abreißt.

Im Laufe der folgenden Wochen wird ihnen geraten, sich nach dem gegenüberliegenden Brazzaville zu begeben, dessen Platzkommandant Luxemburger Abstammung ist. Er hat volles Verständnis für ihren Wunsch. In Pointe Noire, dem Hafen der Hauptstadt des französischen Kongo, werden sie am 16. Januar 1943 in die Fusiliers

Marins des Forces Françaises Libres aufgenommen und diese Aufnahme wird am 8. April 1943 in London bestätigt.

Der 10 000 Tonnen Dämpfer «Tuareg», der in einem Geleitzug mit 35 weiteren Marineeinheiten England entgegenfährt, bringt sie, nach einem Angriff feindlicher U-Boote, dem fünf Schiffe zum Opfer fallen, am 3. April 1943 glücklich in den Hafen von Liverpool. Ihr nächster Weg führt zu den Kommandos, deren damaliger Standort Criccieth in Nordwest-Wales ist. Sie werden dort vorläufig dem 10. Kommando zugeteilt.

*

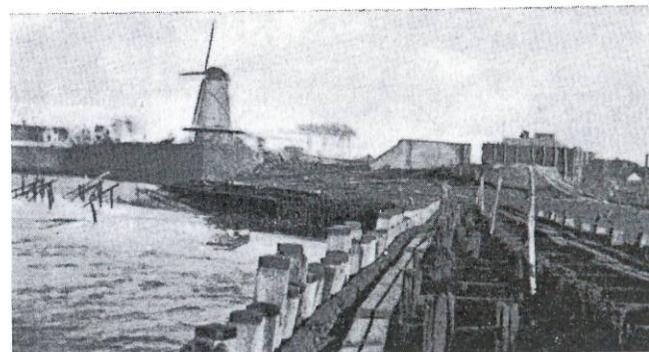
Über die folgenden Ereignisse berichtet Tony Neven weiter: «Das 10. Kommando setzt sich aus einer englischen, einer norwegischen, einer holländischen, einer belgischen, einer polnischen und einer französischen Kompanie zusammen und untersteht einem englischen Obersten. Ihr Standort ist auf Monate das rauhe, unwirtliche Nordwest-Wales, eine einsame, trostlose Gegend, kahle Berge auf Kilometer im Umkreis auf deren Abhängen hier und dort nur Schafherden grasen. Meilenweit gibt es kein Dorf, keinen Weiler und kein Haus.

Wir werden zu besonderer taktischen Verwendung ausgebildet. Dazu gehören tägliche Märsche mit Waffe und Tornister, auf denen mehr als 11 km in weniger als einer Stunde zurückgelegt werden müssen. Sie führen über Hindernisse aller Art. Hier lauert eine Falle, dort muß ein Abgrund übersprungen, Stacheldrahtverhaue müssen rasch durchschnitten, Mauerbrüstungen in weiten Sprüngen genommen, Flüße in voller Ausrüstung durchschwommen werden, während ringsum Granaten platzen und die Teilnehmer nichts hören, als den ohrenbetäubenden Lärm explodierender Sprengstoffladungen. Auch längs der Küstenstreifen Englands wird oft trainiert. Sie werden von der See aus erstürmt und wenn Felsen uns im Wege stehen, erklettern wir sie an glatten Seilen.

Mit diesen Übungen wird morgens um 8 Uhr begonnen und sie sollen planmäßig im Winter bis 18, im Sommer bis 19 Uhr dauern. Die Zeit kann jedoch selten eingehalten werden. Drei Nachtübungen sind in jeder Woche vorgesehen, beginnen um 15 Uhr und dauern bis in die frühen Morgenstunden hinein. Manchmal bleibt es nicht bei drei Nachtübungen, sondern sie werden längere Zeit hintereinander täglich wiederholt.

Bei den Landungsübungen vor der Küste, die von den Kommandos genommen werden soll, geht es nicht ohne Verluste ab. Außerhalb der mit weißem Band abgesteckten Durchbruchsstellen wird scharf geschossen und es besteht Lebensgefahr für diejenigen, die sich nur wenig darüber hinaus entfernen. In der Nähe eines jener Küstenstreifen in Schottland ragen zahlreiche kleine weiße Kreuze auf einem

Die Oranje Molen am Strand von Walcheren. (S. 84)



Die letzten deutschen Besatzungseinheiten werden in der Nordost-Ecke der Insel Walcheren zusammengedrängt.



Kapitulation der auf Walcheren liegenden deutschen Streitkräfte. Dolmetscher: Tony Neven (Ecke links). (S. 85) Foto Archiv





Überlebende Kommandos treffen sich am 6. Juni 1954 an den Landungsstellen des 6. Juni 1944 in der Normandie. Hintere Reihe (Mitte): General Gale. Mitte: Feldmarschall Montgomery. (X) Tony Neven.

weiten Rasenplatz heraus, der den Gefallenen jener Übungen als letzte Ruhestätte dient. Im Laufe dieser Ausbildungszeit besucht uns der Prinz von Luxemburg, schenkt jedem ein mit seinem Namenszug versehenes Lichtbild und eine Fünf-Pfund-Note 'pour aller prendre un verre'.

*

Aus dem 10. Kommando heraus bildet sich das 4. anglo-französische, dem auch das 1. Bataillon der Fusiliers Marins mit den Luxemburgern einverleibt wird. Hier treffen wir mit Pierre Laux aus Kayl zusammen. Nach der Ausbildungszeit in Wales und längs der Küstenstriche in Schottland und bei Skagness, bezieht das 4. Kommando seinen Standort in Bexhill, einem Badeort an der Südküste Englands, zwischen Hastings und Eastbourne. Wir Kommandos werden dort bei Privatleuten einquartiert, erhalten täglich 18 Shilling und bezahlen für Kost und Wohnung 30 Shilling pro Woche.

Ganz unerwartet trifft hier im März der Befehl ein, die Überraschungsangriffe vor der Küste einzustellen. Ende Mai verlassen wir Bexhill mit unserer vollständigen Landungsausrüstung. Am nächsten Morgen bringt uns ein langer Eisenbahnzug nach einem unbekanntem Bestimmungsort.

Unser Ziel ist ein von Stacheldraht umgebenes, von amerikanischen Soldaten bewachtes Lager, das vollständig von der Außenwelt abgeschlossen, aber trotz des wechselhaften Wetters keineswegs trostlos und traurig ist. Am gleichen Abend ist das Tagewerk der Kommandos, wie das aller Soldaten überall in ähnlichen Lagern, bis ins kleinste Detail geregelt. Wir haben unsere festen Plätze, gute Verpflegung, Kino, Sporthallen und sogar eine Bücherei.

Am 5. Juni verlassen wir das Lager, wiederum mit unbestimmtem Ziel und sind nicht wenig erstaunt, uns am Ende der Fahrt einem unübersehbaren Meer vollbemannter Schiffe gegenüber zu sehen. Einheiten aller Größen liegen ausfahrtbereit, mit Tausenden von Soldaten auf den ihnen zugewiesenen Plätzen. Sie sitzen in Jeeps und Panzer, oder mit voller Ausrüstung auf den Planken. Viele sind wegen der stürmischen See seit Stunden krank; blaß und teilnahmslos hocken oder liegen sie herum. Als sie aber der grünen Mützen ansichtig werden, flackert ihre Begeisterung auf. «Die Kommandos kommen! Die Kommandos kommen! Jetzt geht's bald los!» Unsere Landungsboote liegen an der Hamblemündung, am östlichen Ufer jenes Wasserarms, der nördlich der Insel Wight bis Southampton hinauf reicht.

Das 4. Kommando, dem mein Bruder Jean, Felix Peters und Pierre Laux, sowie unsere Kameraden der F.F.L. und ich angehören, steht wie die übrigen, unter dem Oberbefehl des schottischen Generals, Lord Lovat, und soll die erste Welle der Landungstruppen bilden. Wohl

wegen der Anwesenheit der vielen Franzosen wird uns die Aufgabe erteilt, als erste den Boden Frankreichs zu betreten und Kontakt mit der Bevölkerung aufzunehmen. Kurz vor der Ausfahrt hält Lord Lovat eine Ansprache, die mit folgenden Worten endet: «On les aura demain!» Zugleich wird uns mitgeteilt, daß, wenn die Invasion fehlschlägt, wir in 4 Tagen, wenn sie schlecht gehen sollte, in 7 Tagen in England zurück sind.

Langsam geht die Fahrt auf den unruhigen Wassern des Kanals vor sich. Kaum ist der Nachmittag zu Ende, als eine feuchte, dunkle, unfreundliche Juninacht sich über Erde und Meer herabsenkt. An Schlaf ist nicht zu denken. Wir können noch nicht einmal unsere Glieder strecken. Unser Landungsboot ist bis auf den letzten Platz besetzt. Einige meiner Nachbarn stöhnen, andere sind seekrank. Meine Gedanken kreisen unaufhörlich um die erhaltenen Befehle: über Strand und Dünen hinweg laufen und nach Ouistreham vorstoßen.

Die beiden ersten Landungsboote schießen geradewegs auf den vorher festgelegten Punkt der Küste zu. Obschon das eine am Strand beschädigt wird, sind alle Soldaten mit voller Ausrüstung zum Absprung bereit, sogar diejenigen, die eine schlechte Nacht verbracht haben. Vor uns steht ein Sherman Panzer in Flammen. Einer unserer Offiziere hat die Dünen erreicht und geht im Kugelregen hin und her, seltsame Laute murmelnd. Wir warten verzweifelt auf die Vernebelungswand. Im Laufschrift, die Waffe in der Hand, den Tornister auf dem Rücken, stürmen wir auf einen vorher bestimmten Abschnitt des langgezogenen Stacheldrahtverhaus zu, der von den ersten in wenigen Sekunden durchschnitten wird und es uns ermöglicht, unter dem Kugelhagel der Küstenverteidigung und, wenn wir Glück haben, über die Minenfelder hinweg das Ferienhaus jenseits des Strandes, auf dessen 150 m unsere Verluste sehr schwer sind, zu erreichen.

Aber weder die Opfer des ersten Tages, noch die erst hartnäckige Verteidigung jenes Walls, können uns auf unserm Vormarsch aufhalten. Zwei Tage und zwei Nächte nach der Landung stehen wir bereits 14 km im Innern des Landes. Und immer weiter stoßen wir vor, an Leichen, zerstörten Dörfern, Weilern, zerfetzten Bäumen und totem Vieh vorbei.

Im Laufe dieses ersten Ansturms wird unser Landsmann Jean Reiffers schwer verwundet, und nach England zurückgebracht. Dort liegt er 6 Monate im Lazarett.

Am 12. Juni erreichen wir die Orne. Am 17. hält Felix Peters Vorpostenstellung im Niemandsland. Am vorhergehenden Abend saßen wir in unserer Unterkunft zusammen und seine Fröhlichkeit, wie so oft, gab diesen Stunden eine außergewöhnlich heitere Note. An

diesem 17. trifft ihn die feindliche Kugel und seine herbeieilenden Kameraden können ihn nur noch in ihre Arme betten und Zeugen seiner letzten Augenblicke werden. Er wird vorläufig in Amfreville, und später in Caen beigesetzt.

Jenseits der Orne, an der Küste entlang, dringen wir bis zur Seine, unserm vorläufigen Ziel, vor. Am 5. September trifft der Befehl ein, uns zu einem dreiwöchentlichen Urlaub nach England zurückzugeben, uns neu zu gruppieren und Verstärkung aufzunehmen. Von den 4500 Kommandos, die zur Invasion auszogen, kehren am 7. September 680 Mann nach England zurück, darunter mein Bruder Jean, Pierre Laux und ich.

Als die drei Wochen vorüber sind, schiffen wir uns erneut ein und verlassen England in Richtung Ostende. Am Kai warten Lastkraftwagen, die wir in «troops», je 8 Mann, besteigen, und uns nach dem vor 8 Tagen befreiten Le Coq bringen. Wir können nicht weiter vordringen, denn der Küstenstreifen östlich um Breskens ist noch nicht gefallen. Obschon der Hafen von Antwerpen sich intakt in alliierter Hand befindet, wird die Zufahrt von den noch besetzten holländischen Inseln durch starkes Feindfeuer nicht nur behindert, sondern unmöglich gemacht. Daher sollen die Kommandos eingesetzt werden, mit der neuen Aufgabe, die Inseln zu nehmen und zu besetzen, so daß alliierte Schiffe den Antwerpener Hafen 14 Tage nach Beginn der Kampfhandlungen anlaufen können.

Erst muß natürlich Breskens befreit und gesäubert werden, dann erst kann der Angriff auf Walcheren, die erste der vorgelagerten großen holländischen Inseln beginnen. Am 22. Oktober ist Breskens in alliierter Hand.

Unsere erste Aufgabe besteht darin, die Stadt Vlissingen auf Walcheren, die Breskens gegenüberliegt, zu nehmen. Bei unsern täglichen Übungen werden wir mit dem Stadtplan, der in kleine Abschnitte eingeteilt ist, die englische Namen tragen, wie Dover, Bexhill, Eastbourne, Seaford, Brighton, vertraut gemacht.

Die Vorbereitungen gehen so rasch vonstatten, daß der Kommandant des 4. Kommandos uns drei Luxemburgern am 28. Oktober Jeep und englischen Fahrer zur Verfügung stellt und auf drei Tage beurlaubt. Unsere Ankunft in Diekirch, die Freude unserer Eltern, Nachbarn und Freunde ist nicht zu beschreiben. Da kommen wir, nach mehr als dreijähriger Abwesenheit, unerwartet heim. Nur das Fehlen unseres Kameraden Felix Peters, mit dem wir all die Zeit über Heimatliebe, Entbehrungen, Freude und Kampf geteilt haben, wirft einen dunklen Schatten auf den Jubel. Als er in etwa verehbt ist, treten wir den traurigen Gang zu seinem Elternhause an, um den Hinterbliebenen von dem mutigen, stets fröhlichen Jungen zu berichten.

Mein Bruder Jean sitzt stundenlang zu Hause, fragt nach allen und allem, daß unsere Mutter mir schließlich den leisen Vorwurf nicht ersparen kann: «Du hast aber auch gar nichts zu sagen!» In den vergangenen Jahren mußte sie öfter den Weg zur Amtsbürgermeisterei antreten. Die Nazibehörden wollten wissen, wo sich ihre Söhne Jean und Tony aufhielten. «Sie sind nach Frankreich gegangen. Wahrscheinlich zu ihren Vorkriegsarbeitsstellen. Wo sie sich aufhalten, weiß ich nicht.»

Kamerad Laux ist mit Jeep und Fahrer unterdessen nach Kayl weitergereist, um am übernächsten Tage wieder zu uns zu stoßen. Mit neuem Mut legen wir den Weg zu unserm Standort zurück.

*

Mitte Oktober ist es dem Polizeikommissar und Chef der Widerstandsbewegung von Walcheren gelungen, zu den Alliierten zu stoßen und kurz vor dem Ansturm auf die Insel nimmt er Kontakt mit den an der belgischen Küste liegenden Kommandoführern auf, denen er wichtige Hinweise in Bezug auf Besetzung und Verteidigungsanlagen gibt. Er bestätigt ihnen, daß in der langen, hohen Schutzmauer längs der Breskens gegenüberliegenden Wasserfront es nur einen einzigen Punkt und zwar den schiefabfallenden Teil vor der Oranje Molen gibt, dem die Landungsboote sich nähern können und festen Boden finden.

*

Am 31. Oktober wird unser Kommando von Le Coq nach Breskens verlegt von wo aus der Angriff auf Vlissingen stattfinden soll. Nach einem Abendimbiß begeben wir uns vorsichtig an den Ruinen vorbei zum Marktplatz, um der Messe beizuwohnen, denn die Kirche selbst steht nicht mehr. Dann machen wir es uns in den Ruinen bequem, um wenigstens einige Stunden zu schlafen. Um 2 Uhr wird geweckt. Wir treten auf der Straße an, die zum Hafen und den dort bereitliegenden Landungsbooten führt. Dichter, feuchter Nebel lagert über den Ruinen und dem Meer. Zu acht und acht, wie schon so oft vorher, begeben wir uns an Bord. Gegen 1/25 Uhr haben die 600 Kommandos, darunter der Polizeikommissar von Walcheren, ihre Plätze eingenommen. Im gleichen Augenblick legt das alliierte Sperrfeuer los. Die ganze Operation geht mit solcher Präzision vor sich, daß unsere ersten Leute an Land sind, bevor der Feind einen Schuß abgefeuert hat. Als er jedoch merkt, daß der Ansturm auf die Insel beginnt, antwortet er mit äußerst heftiger Abwehr.

Im Laufe des Vormittags trifft die schottische Infanterie ein, um die Brückenköpfe zu besetzen, die wir gebildet haben und halten.

Am nächsten Tag, dem 2. November 1944, gehen wir dazu über, die Widerstandsnester in den verschiedenen Stadtsektoren zu säubern.

Aus Kellern und Ruinen versucht der zahlreich anwesende Feind, unser Vordringen zu hindern. Der Posten, den ich mit einigen Kameraden halten muß, liegt an der Ecke zweier zusammentreffender Straßen, vor einer Apotheke, der meines Bruders in der Nähe, von meinem Einsatzpunkt aus jedoch nicht zu sehen.

Einer der holländischen Partisanen, die am Tage vorher zu den Kommandos gestoßen, um Seite an Seite mit uns zu kämpfen, erreicht auf Schleichwegen den Posten an der Apotheke. 'Drüben hat es Verluste gegeben. Einer von Ihnen hat sich auf die Straße gewagt und wurde von einem Feindgeschloß getroffen. Als Neven ihm zu Hilfe eilte, erreichte auch ihn eine Kugel. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte schleppte er sich zu jenem Hause zurück, das meinen Kameraden und den Kommandos Schutz geboten... 'Mein Bruder?' Der Mann hatte mich nicht gesehen, wohl auch nicht gekannt und vor allem nicht gewußt, daß wir zwei Brüder, als Freiwillige, dem gleichen Kommando zugeteilt worden waren. Der Schock kommt so plötzlich, daß ich mich nicht von der Stelle rühren kann. Als die erste Wirkung vorüber ist, gehe ich auf den Mann zu. 'Mein Bruder, wo ist mein Bruder?' 'Der - ist nur verwundet! Er wird nach Breskens hinüber gebracht.' Zu jener Stunde muß er aber bereits tot gewesen sein. Er findet seine vorläufige Ruhestätte in Breskens bis zur Umbettung auf den Militärfriedhof in Bergen-op-Zoom.

Dann trifft auch die Nachricht ein, daß Pierre Laux beim Ansturm auf einen feindlichen Bunker in den Morgenstunden gefallen ist. Als Kommando kann ich zu meinem tiefsten Leidwesen nichts tun, als auf dem Posten verharren, der mir zugewiesen und muß weiter vordringen, sobald der Befehl dazu kommt.

*

Dem 4. Kommando wird die Aufgabe übertragen die Eroberung der Insel Walcheren zu Ende zu führen. Am 8. November kapitulieren die Besetzer. Am gleichen Tage erscheinen Minenräumboote, um eine Durchfahrt nach Antwerpen zu eröffnen.

*

Ende November setzen wir nach Noord Beveland über, um dort Verteidigungsanlagen zu errichten und den Feind, der sich auf der gegenüberliegenden Insel Schouwen verschantzt hat, nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Die Arbeiten dauern bis ungefähr Mitte Dezember. Als die Rundstedt-Offensive beginnt, liegen die Inseln unter einer tiefen Schneedecke. Unsere kommandierenden Offiziere scheinen sehr beunruhigt, denn sie erwarten einen deutschen Angriff von Nordosten her, der

von Rundstedt die Einnahme Antwerpens und seines Hafens ermöglichen würde. Mitten in den Wochen der Ardennenschlacht versuchen Ein-Mann-Torpedos die Durchfahrt an der Scheldemündung zu erreichen und die bereits zahlreich einlaufenden alliierten Schiffe zu treffen.

*

Von den Inseln geht es weiter bis zum Rhein, den wir bei Wesel überqueren. Der sich daran anschließende Aufenthalt in Recklinghausen bedeutet für uns das Ende des Krieges. Zwei Monate nach unserm dortigen Eintreffen kehrt das 1. Bataillon der Fusiliers Marins nach London zurück, aber erst am 11. Januar 1946 erfolgt, nach vielen Hin- und Herfahrten zwischen London, Brest, Paris, wieder London und wieder Paris, meine Demobilisierung.»

Dann tritt Tony Neven, ohne seinen Bruder und ohne seinen Kameraden, den Heimweg nach Diekirch an.

*

Ende August 1948 werden die sterblichen Überreste der beiden gefallenen Diekircher, Jean Neven und Felix Peters, von Bergen-op-Zoom und Caen in ihre Heimatstadt überführt und am Sonntag, den 29. August, feierlich auf dem Diekircher Friedhof beigesetzt.

Inhaltsverzeichnis

Wege unserer Freiwilligen, Polizisten und Gendarmen	1
Das konnten die damaligen Machthaber nicht vertragen	21
Michelbuch und Mertzig	23
Aus dem Widerstandsnetz Kanton Luxemburg Nordost	49
Sie fanden ihn in der Noßheek am Gro'estän zwischen Grevenmacher und Manternach	55
Tragische Befreiung	65
Unsere Kommandos	68